Vom Nutzen der Musikkritik

Von Eleonore Büning

Foto: Uwe Frauendorf

Eleonore Büning ist Vorsitzende vom „Preis der deutschen Schallplattenkritik". Die promovierte Musikwissenschaftlerin war Musikredakteurin der ZEIT und der FAZ. Sie verfasst(e) Rundfunkessays unter anderem für den SWR, WDR und RBB.

Für wen schreiben Sie eigentlich? Die Frage stellt sich täglich. Oder vielmehr: nächtlich. Denn der klassische Musikkritiker ist ein Nachtarbeiter, er schreibt seine Konzert- und Opernrezensionen in der Regel zwischen dem Ende der abendlichen Aufführung und dem Beginn der morgendlichen Online-Konferenz – von den Zweizeilern, die er in der Pause simst, abgesehen. Wobei er ahnt, auch wenn er diesen Verdacht gern verdrängt: Letztlich schreibt er alles, auch die nichtrezensorisch-zeitlosen, hybrid-literarischen Textsorten, Glossen oder Essays, für sich selbst. Nicht weiter tragisch, es hat Tradition.

Historisch betrachtet waren Musikkritiken seit jeher für eine Minderheit bestimmt. Anfangs, im Zeitalter der Aufklärung, als die ersten musikkritischen Fachjournale entstanden, schrieben vorwiegend Komponisten für andere Komponisten. Ein Diskurs innerhalb der Zunft: Man erörterte exemplarisch kompositorische Probleme, woraus sich um 1800 die musikalische Werkkritik entwickelte. Musik war eine Kostbarkeit. Interpretationskritik stand zu diesem Zeitpunkt noch nicht auf der Tagesordnung.

Aber der Leserkreis hatte sich, parallel zum Aufblühen des Konzertwesens, bereits um etliche Nicht-Profis erweitert – sogenannte Dilettanten, wie Johann Wolfgang von Goethe sie charakterisierte, in durchaus positivem Sinne: als musizierende Amateure, Liebhaber der schönen Künste, die „nicht allein betrachten und genießen, sondern auch an der Ausübung Theil nehmen" wollen. Für dieses bildungsbürgerliche neue Publikum verfasste E.T.A. Hoffmann im Jahr 1810 als erster Musikkritiker eine mustergültige Anleitung zum „geführten Hören", wie sie von Christian Thorau definiert wurde: als nützliche Orientierungshilfe und als streitbare Dienstleistung, zum besseren Verständnis der Musik. Allerdings: Hoffmanns Werkkritik zu Beethovens Fünfter entstand nicht in einer Nacht, er schrieb daran ein halbes Jahr.

Heutzutage könnte sich der Musikkritiker an eine sehr viel breitere Leserschaft wenden, als noch zur Zeit Beethovens. Dafür hat erst die industrielle, dann die digitale Revolution gesorgt. Nie zuvor in der Musikgeschichte gab es eine so große und so diversifizierte Vielfalt von klassischen Konzertangeboten, live oder in Konserve oder als Stream. Das Problem ist: Aus der Musik ist ein alltägliches Geräusch geworden, total verfügbar, für jeden, jederzeit. Aus den selbstmusizierenden Musikliebhabern wurden passive Konsumenten. Die wahre Kostbarkeit heute heißt Stille.

Immerhin: Vier bis sieben Prozent der Deutschen – je nachdem, mit welchem Schlüssel und in welchem Interesse die Daten erhoben wurden – gingen 2019 mindestens einmal monatlich in die Oper, ins Ballett oder ins Konzert. 2020, im Coronajahr, dürften es deutlich weniger gewesen sein. Doch 85 Prozent der Befragten in einer jüngst vom BVMI veröffentlichten Studie zur Musiknutzung ziehen Live-Musik, analog und physisch, jedweder digital verfügbaren Musikkonservenform vor. Das lässt hoffen. Und was die restlichen 93 bis 96 Prozent der Bevölkerung anbetrifft, die selten oder niemals ins Konzert gehen: Um die kümmern sich die Musikvermittlungsbranche sowie die „Nichtbesucher-Forschung" von Martin Tröndle. Nichtbesucher interessieren sich nicht für Oper oder Konzert. Vermutlich kaufen sie nicht mal mehr CDs. Wozu sollten sie das FONO FORUM lesen?

Wozu also noch Musikkritik? Mittel und Wege der Musiköffentlichkeit definieren sich im Netz-Zeitalter grundsätzlich neu, infolgedessen haben sich Sinn und Nutzen des Diskurses über Musik grundstürzend verändert. Das „geführte Hören" findet heute, quotengesteuert, anderswo statt, in neuen Education-Formaten, virtuellen Konzerteinführungen und Listening-Apps. Manchmal führt es sogar stracks abwärts, in Abgründe der Ahnungslosigkeit. Beispielsweise in den Blogs und Internetforen, in denen jeder Musikliebhaber aus dem Bauch heraus seine eigne Musikkritik formuliert. Oder in den Selbstanpreisungsritualen der Musikveranstalter, die längst ihre eigenen Journale unterhalten, aufwendig im Design, garantiert kritikfrei und werbestark. Hier kann der Musikkritiker von heute gegen ein anständiges Zeilenhonorar Lobeshymnen schreiben. Er rät nicht mehr ab. Er rät nur noch zu. Da weiß er wenigstens, für wen. Und auch die alten Textsorten sind unterdessen dabei, sich aufzulösen, in pures Wohlgefallen. ■